

Sprache / Sprachkritik

Mathias Mayer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Mayer, Mathias. 2016. "Sprache / Sprachkritik." In *Robert-Musil-Handbuch*, edited by Birgit Nübel and Norbert Christian Wolf, 746–51. Berlin: de Gruyter.
<https://doi.org/10.1515/9783110255577-068>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright



- Honnef-Becker, Irmgard: „Ulrich lächelte“. Techniken der Relativierung in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 1991.
- Honnef-Becker, Irmgard: Selbstreferentielle Strukturen in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Wirkendes Wort 44 (1994), H. 1, S. 72–88.
- Honnef-Becker, Irmgard: Ist Goethe eigentlich ironisch? Zum Ironie-Begriff in der Literaturwissenschaft. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 115 (1996), H. 2, S. 161–175.
- Kühn, Dieter: Analogie und Variation. Zur Analyse von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Bonn: Bouvier 1965.
- Kühne, Jörg: Das Gleichen. Studien zur inneren Form von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Tübingen: Niemeyer 1968.
- Martens, Gunther: Beobachtungen der Moderne in Hermann Brochs *Die Schlafwandler* und Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Rhetorische und narratologische Aspekte von Interdiskursivität. München: Fink 2006.
- Nübel, Birgit: Robert Musil – Essayismus als Selbstreflexion der Moderne. Berlin, New York: de Gruyter 2006.
- Reniers-Servranckx, Annie: Robert Musil. Konstanz und Entwicklung von Themen, Motiven und Strukturen in den Dichtungen. Bonn: Bouvier 1972.
- Schöne, Albrecht: Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. [1961/66] In: Renate von Heydebrand (Hg.): Robert Musil. Darmstadt: WBG 1982, S. 19–53.
- Strelka, Joseph P.: Zu den Funktionen der Ironie in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): Robert Musil. Essayismus und Ironie. Tübingen: Francke 1992, S. 37–47.
- Swales, Martin: Fiktiv leben und konjunktural schreiben ... Gesellschaftskritische und utopische Ironie bei Robert Musil. In: Gudrun Brokoph-Mauch (Hg.): Robert Musil. Essayismus und Ironie. Tübingen: Francke 1992, S. 49–61.
- Wolf, Norbert Christian: Robert Musil als Analytiker Robert Musils. Zum *Mann ohne Eigenschaften*. In: ders., Markus Joch (Hg.): Text und Feld. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer 2005, S. 207–229.
- Wolf, Norbert Christian: Kakanien als Gesellschaftskonstruktion. Robert Musils Sozioanalyse des 20. Jahrhunderts. Wien u. a.: Böhlau 2011.

3. Sprache/Sprachkritik

Mathias Mayer

1. Sprachkritik als literarische Praxis	746
2. Möglichkeitssinn und Konjunktiv	747
3. Positionen der Forschung	748
4. Strategien einer Kritik der Wirklichkeit	748
5. Weiterführende Perspektiven	750
6. Literatur	751

1. Sprachkritik als literarische Praxis

Dezidiert sprachtheoretische oder auch sprachkritische Texte, etwa im Stil von Hofmannsthals *Ein Brief* (des Lord Chandos, 1902), finden sich bei Musil nicht. Allerdings reagiert Musil sowohl in seinen Essays sowie in seinen literarischen Texten als auch in seinen Erzählverfahren auf die Problematisierung des Mediums Sprache im Zeichen der Moderne. (→ II.1 *Moderne*) So ist dem Kenner der Psychologie und intensiven Nietzsche-Leser selbstverständlich bewusst, dass jedes Wort „bloß das Siegel

auf einem lockeren Pack von Vorstellungen“ ist (*Literatur und Literatur*, 1931, GW II, 1213). Gerade die für Musils frühe Texte entscheidende Komplexität, die sowohl die Erfahrung von Körperlichkeit und Sexualität wie auch die Darstellung mystischer Entrückung der sprachlichen Darstellbarkeit entzieht (vgl. Neubauer 1999/2000, S. 107; Smerilli 2009, S. 29–32), begründet seine sprachkritische Positionierung, die auch im Licht seiner Auseinandersetzung mit Ernst Mach gesehen werden muss. (→ IV.4 *Philosophie*) Reflexionen über die Unterschiede zwischen „wirklichkeits-treue[m] Denken[]“ und seiner Eindeutigkeit gegenüber der Dichtung, die „den Wörtern ihre Freiheit“ lässt (GW II, 1213), finden sich wiederholt. In nicht wenigen Fällen greift Musil in seinen Erörterungen über dichterische Sprache auf die Lyrik zurück, auf Goethe, Rilke oder Hofmannsthal – „nirgendwo zeigt sich so deutlich wie im Vers, daß der Dichter ein Wesen ist, dessen Leben sich unter Bedingungen vollzieht, die anders sind als die üblichen.“ (GW II, 1211) Aber indem der Kernbestand der Literatur einfach nur schön sein kann, „obwohl man sich nichts denken kann“ (etwa zum *Lebenslied* Hofmannsthals, GW II, 1215), bleibt Musil stets an der Genauigkeit des dichterischen Sprechens orientiert. Die Lizenz für die Andersartigkeit und Vieldeutigkeit der dichterischen Sprache ist für ihn alles andere als ein Freibrief für unklares Denken – Musils schneidende Literatur- und Theaterkritiken und sein Verhältnis zum Expressionismus belegen das –, andererseits aber führt das literarische „Grenzgebiet der Ahnung, Mehrdeutigkeit, der Singularitäten, das bloß mit den Mitteln des Verstandes nicht mehr zu fassen ist“ (*Von der Möglichkeit einer Ästhetik*, GW II, 1327), zur Erörterung alternativen Denkens und Schreibens. Dafür setzt Musil das Stichwort des „Möglichkeitssinns“ (MoE, 16), das sich dann sprachlich u.a. im Konjunktiv Bahn bricht. Allerdings beschränkt sich die Bedeutung des Konjunktivs bei Musil nicht auf eine – überdies keineswegs dominante – sprachliche Eigenheit, sondern der Konjunktiv vertritt als Denkfigur einen Möglichkeitssinn, der auch als philosophische Erkenntnis, als ethische Reflexion wie als erzählerische Struktur beschrieben werden kann.

2. Möglichkeitssinn und Konjunktiv

Die eindringlichste Darlegung seines aus dem Konjunktiv beglaubigten Möglichkeits-sinns unternimmt Musil ganz am Anfang von *Der Mann ohne Eigenschaften* (MoE), in den Kapiteln I/4 und I/5. Der noch nicht namentlich eingeführte ‚Mann ohne Eigenschaften‘ wird als Vertreter eines Möglichkeitssinns vorgestellt, mit dem er dem ‚Wirklichkeitssinn‘ seines Vaters („mit Eigenschaften“, MoE, 13) widerspricht. „Möglichkeitsmenschen“ gelten dem bodenständigen Denken der Wirklichkeit als Narren, Idealisten oder Träumer, da sie über die Fähigkeit verfügen, „alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“ (MoE, 16) Zwar *erfindet* der Möglichkeitssinn gewissermaßen, indem er sagt: „Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein“ (MoE, 16), aber er ist nicht wirklichkeitsblind. (→ VII.4 *Möglichkeitssinn u. Essayismus*) Sich selbst gegenüber keinen Wirklichkeitssinn aufzubringen, sondern die eigene Existenz nur als eine Möglichkeit unter vielen zu sehen, macht aus Ulrich einen ‚Mann ohne Eigenschaften‘, der schon in der Schule zur Ausnahme wurde, indem er behauptete, „daß wahrscheinlich auch Gott von seiner Welt am liebsten im Conjunc-

tivus potentialis spreche (hic dixerit quispiam = hier könnte einer einwenden...), denn Gott macht die Welt und denkt dabei, es könnte ebensogut anders sein.“ (MoE, 19) Damit zeigt der Möglichkeitssinn die Fülle seiner Konsequenzen, indem er die Garantie der ‚besten aller möglichen Welten‘ (Leibniz) zur Disposition stellt. (→ III.1.7 *Mann ohne Eigenschaften*; VIII.5 *Intertextualität*)

3. Positionen der Forschung

Musils sprachkritisches Denken ist in der Forschung vielfach in Verbindung mit seiner zeitgenössischen Verankerung diskutiert worden: Die Rolle von Nietzsche und Mach, der Hintergrund des Jungen Wien mit Hermann Bahr und Hofmannsthal, die Impulse von Mauthner und andererseits der Psychoanalyse, schließlich manche Parallelen mit Ludwig Wittgenstein (vgl. Schmitz-Emans 1993/94) sind intensiv erarbeitet. Entsprechend vielfältig sind die ästhetischen und sprachlichen Umsetzungen dieser Ausgangslage: Hier bestehen Verbindungen zur Fragestellung von Ironie, Ambivalenz und Polyphonie (vgl. Zima 1985) sowie zu Essay und Essayismus (vgl. Nübel 2006).

In der Forschung hat sich erstmals Albrecht Schöne in seinem 1961 erschienenen Aufsatz, der nach wie vor Gewicht hat, der Bedeutung des Konjunktivs bei Musil als einer zentralen Perspektive auf das experimentelle Denken angenommen. Das hypothetische Gewicht des Irrealis sowie vor allem des Potentialis wird zur Beschreibung von Musils experimentellem Konjunktiv mit den narratologischen Prozessen des Romanverlaufs korreliert, aber auch in historischer Dimension erschlossen: „Von den Dichtungstheoretikern der Aufklärung werden die Grundlagen für Musils Gebrauch des Konjunktivs gelegt“ (Schöne 1982, S. 42). Thomas Pekar (1990) bringt ‚Möglichkeitssinn‘ als poetologisches Prinzip Musils mit der Variation in Verbindung und deutet ihn als Vorgriff auf postmoderne Verfahren. Michael Makropoulos (2009) hat das Möglichkeitsdenken handlungstheoretisch mit dem „Kontingenzbewusstsein“ (ebd., S. 280) und der „Souveränität“ (ebd., S. 297) assoziiert, die als Beiträge einer „offenen Form“ (ebd., S. 298) auch auf den Konjunktiv zurückgreifen. Sabine Mainberger (2010, S. 607) belegt Inversionen und Alterationen auch der optischen Wahrnehmung als Mittel „visueller Konjunktive“ bzw. als „Isosthenie“, d.h. die Gleichwertigkeit widerstreitender Argumente. Die Adoleszenzkrise des jungen Törleß wird zur modernen Umspringfigur, bei der jede Linie statt zu begrenzen komplementäre Figuren hervorbringt (ebd., S. 619). Aus linguistischer Sicht ist zuletzt der zeitweise diskutierte Vorwurf eines dialektalen österreichischen Konjunktivs („würde + Infinitiv-Konstruktion“, vgl. Brooks 2015), wie er bei Musil des Öfteren beobachtet werden kann, als Teil eines Sprachwandelprozesses diskutiert worden.

4. Strategien einer Kritik der Wirklichkeit

Die Konkurrenz von ‚Wirklichkeitssinn‘ und ‚Möglichkeitssinn‘, die mit der Sollbruchstelle des Konjunktivs einsetzt, hat entscheidende Konsequenzen für Musils Denken und seine literarische Vermittlung. Musil antwortet mit der Privilegierung der an sich nicht begrenzbaren Möglichkeiten auf viele Erosionserscheinungen der Moderne. Seine grundständige Auseinandersetzung mit den exakten Wissenschaften und auch der Technik führt immer wieder an Grenzen, an denen deutlich wird, dass selbst „die tiefsten Grundlagen der Mathematik [...] logisch ungesichert“ sind, „die Gesetze

der Physik gelten nur angenähert, und die Gestirne bewegen sich in einem Koordinatensystem, das nirgends einen Ort hat.“ (*Skizze der Erkenntnis des Dichters*, 1918, GW II, 1027) Gestalttheoretische Verunsicherungen, etwa was die Unterscheidbarkeit von positiver und negativer Form, von innen und außen, konvex und konkav betrifft, werden von Musil minutiös analysiert und ästhetisch umgesetzt (vgl. Mainberger 2010). (→ IV.6 *Gestalttheorie*) Zugleich setzt die seit dem *Törleß* zu beobachtende Allianz von Mathematik und Mystik Musils Sprachexperimente dem Vorhaben aus, das Unsagbare nicht als die Kehrseite des Sagbaren zu verstehen, sondern „als das jeweils Un-Ausdrückliche, das in jedem Sich-Ausdrücken mitschwingt“ (Schmitz-Emans 1993/94, S. 203). Dabei übersetzt Musil solche Strategien der Verunsicherung bis in die narrative Struktur, unter wiederholtem Rückgriff auf den Irrealis – so im heiklen Gespräch über das Imaginäre der Mathematik im *Törleß*: „Er wäre selbst schon froh gewesen, wenn *Törleß* endlich bejaht hätte und ein sicherer Boden zu seiner Beurteilung gegeben gewesen wäre; aber *Törleß* sagte: ‚Nein, auch das war es nicht.‘“ (GW II, 135) (→ IV.3 *Mathematik*) Die Anfechtbarkeit der wissenschaftlichen Erkenntnis erschüttert dabei nicht nur den Glauben an die Festigkeit der ‚Wirklichkeit‘, sondern korrespondiert auch mit anderen konjunktivischen Risikobewegungen: Indem selbst die Instanz Gottes von Ulrich für ein Möglichkeitsdenken in Anspruch genommen wird, zeigt sich die Ungewissheit einer definitiven, fixierbaren Wahrheit. Als zentraler Anspruch philosophischen Denkens kommt sie ebenso ins Schwanken wie die nur angebliche Stabilität einer verlässlichen Moral. (→ V.5 *Ethik u. Moral*) „Was heute böse ist, wird morgen vielleicht zum Teil schon gut sein“, lautet eine von Ulrichs Reflexionen, wobei Musil immer wieder das Gewalttätige jeder Art von Ordnung herausstellt: „Jede Ordnung ist irgendwie absurd und wachsfigurhaft, wenn man sie zu ernst nimmt, jedes Ding ist ein erstarrter Einzelfall seiner Möglichkeiten.“ (MoE, 1509)

Dieses wirklichkeitkritische Denken im Konjunktiv setzt somit Fixierungsversuche wie etwa die Tradition der Kirche außer Kraft, denn ein Glaube an einen Gott des Möglichkeitssinns „darf nicht eine Stunde alt sein“ (MoE, 755; vgl. MoE, 1480), weshalb Musil die Nähe zu den Grenzfällen religiösen Denkens sucht, besonders im Bereich der Mystik. (→ VII.1 *Mystik*) Ihre sprachkritischen oder ‚negativen‘ Tendenzen, etwa im Topos der Unsagbarkeit, der *via negationis*, schlagen sich in wirklichkeitsskeptischen Perspektivierungen nieder, die in den sogenannten „Heiligen Gesprächen“ (MoE, 753) zwischen Ulrich und Agathe als „Reise an den Rand des Möglichen“ besprochen werden, „die an den Gefahren des Unmöglichen und Unnatürlichen, ja des Abstoßenden vorbei, und vielleicht nicht immer vorbei führte“ (MoE, 761). Zonen konjunktivischer Verdichtung begleiten Musil über lange Passagen erzählerischer Bewältigung, so etwa in der Geschichte vom „Fliegerpfeil auf Tenna“ (Tb I, 312), wenn es in einem Ansatz heißt: „Damals war mir, wie wenn man nach einem kalten Bad warm gerieben wird“, „[a]ls schwölle der Stachel einer Wollust im Fleische.“ (Tb II, 998f.) In der dann endgültigen Version der *Amsel* heißt es: „Wenn einer da gesagt hätte, Gott sei in meinen Leib gefahren, ich hätte nicht gelacht. Ich hätte es aber auch nicht geglaubt.“ (GW II, 557) Das konjunktivische Denken nähert sich daher immer wieder den prekären und fragilen Möglichkeiten des ‚anderen Zustands‘, der nicht als wirklich gelebter erfasst werden kann. (→ VII.2 *Anderer Zustand*) „[W]as den Möglichkeitssinn festhalten könnte, wäre aZ“ (MoE, 1831). Ulrichs Reflexionen über „[d]ie beiden Bäume des Lebens“ (MoE, 583) führen zur

Polarisierung von Gewalt und Eindeutigkeit auf der einen, von Liebe und Gleichnis auf der anderen Seite (vgl. MoE, 591). Das Gefühl, „daß man ebensogut jede Eigenschaft an sich hat wie keine“ (ebd.), verlangt nach Manifestationen, die in der Allianz von „Essayismus und Möglichkeitssinn“ (MoE, 592) erscheinen. (→ VII.4 *Möglichkeitssinn u. Essayismus*) Denn der Möglichkeitssinn des Konjunktivs führt nicht allein zu einer Einsicht in die Unzuverlässigkeit der Wirklichkeit, wenn sogar in ihr „ein unsinniges Verlangen nach Unwirklichkeit“ (MoE, 288) freigelegt werden kann, sondern auch in dezidiert sprachliche und narrative Komplexe, ohne dass der Konjunktiv eine dominierend sprachliche Gestalt annehmen würde. Musils konjunktivisches Schreiben manifestiert sich als Bewusstsein der Unschärfe und der Skepsis, weshalb Verfahren der Ironie und der Analogie, der Satire und des Gleichnisses zu seinem wichtigsten Handwerkszeug zählen. (→ VIII.4 *Gleichnis*) Ihr konjunktivisches Potenzial liegt in der Verweigerung des Eindeutigen, in der immer wieder überraschenden und mitunter entlarvenden, oftmals komischen Annäherung des gegensätzlich Scheinenden: „Ironie ist: einen Klerikalen so darstellen, daß neben ihm auch ein Bolshevik getroffen ist“ (MoE, 1939). (→ VIII.2 *Ironie u. Satire*)

Gattungstheoretisch manifestiert sich das konjunktivische Denken in denjenigen Formen, die der Eindeutigkeit nicht aus Bequemlichkeit ausweichen, sondern weil sie sich um „das Strenge des Erreichbaren auf einem Gebiet“ bemühen, „wo man eben nicht genau arbeiten kann.“ (*Über den Essay*, um 1914, GW II, 1334) (→ III.2.1 *Essays*) Der Essay und die Utopie sind unverzichtbare Bestandteile eines Erzählens im Möglichkeitssinn, zumindest im Kontext des Romans (für die Novelle gelten bei Musil andere Kriterien, die indes über die Figur der Ausnahme untergründig verbunden sind). (→ VI.1.2 *Novelle*) Insofern trägt die konjunktivische Hypothetik entscheidend zum erzählerischen Programm des Romans bei, das Essayismus (vgl. Nübel 2006) und Utopie als wesentliche Konzepte wirklichkeitsfeindlichen Denkens nutzt. (→ VII.5 *Utopie*)

5. Weiterführende Perspektiven

Musils programmatischer, wenngleich unsystematischer Möglichkeitssinn bedarf in der Forschung einer stärkeren Profilierung im und gegenüber dem zeitgenössischen Kontext. Das mit ihm polemisch verknüpfte Stichwort des ‚Wirklichkeitssinns‘ ist im Wortschatz der Zeit gut verankert, es begegnet als Ausdruck einer realistischen Selbstkritik bei Otto Baumgarten (1918, S. 130) in seiner Vorlesung *Christentum und Weltkrieg*; ferner in Paul von Hindenburgs (1920, S. 165) autobiografischem Text *Aus meinem Leben*, wo es heißt, dem „orientalischen Gedankenreichtum“ von Enver Pascha mangele es an „militärischem Wirklichkeitssinn“. Aber auch eine Verknüpfung zwischen Musils konjunktivischer Wirklichkeitskritik und anderen Formen zeitgenössischen Erzählens wäre aussichtsreich. So kann Franz Kafka als ein von Musil respektierter Virtuose des Konjunktivs gelten (vgl. *Literarische Chronik*, 1914, GW II, 1468f.).

Andererseits ist der Konjunktiv als Ausdruck des Möglichkeitssinns im Rahmen der Grammatik als Möglichkeitsform zu beschreiben, die den Verbindungen zwischen Satzteilen dient. Der Konjunktiv ist eher die Ausnahme als die Regel der Sprache, die Wiedergabe fremder Rede – ein Modus des Indirekten – ist wie der Irrealis oder der Potentialis negativ gegenüber dem Wirklichkeitsmodus des Indikativs. Insofern ist

Musils konjunktivisches Möglichkeitsdenken eng mit dem zentralen Paradigma von Regel und Ausnahme verknüpft, das von entscheidender Bedeutung für sein Verständnis von Ethik und Moral ist. (→ V.5 *Ethik u. Moral*) Letztlich zeigt sich daher in der Kritik der Wirklichkeit ein ethisches Leitbild, das gerade die Regel der Wirklichkeit zugunsten einer Ausnahme des Möglichen in Frage stellt: „Aber eine Ausnahme braucht etwas, wovon sie Ausnahme ist. Von einer Negation allein kann man nicht leben.“ (MoE, 1673)

6. Literatur

- Baumgarten, Otto: Christentum und Weltkrieg. Tübingen: Mohr 1918.
- Brooks, Thomas: „Diese bedingungslose Liebe zu den Sprachfehlern ...“. Sprachgeografische Betrachtungen zur *würde*-Umschreibung am Beispiel Robert Musil. In: Alexandra N. Lenz, Manfred M. Glauninger (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V&R unipress 2015, S. 237–249.
- Hindenburg, Paul von: Aus meinem Leben. Leipzig: Hirzel 1920.
- Mainberger, Sabine: Visuelle Konjunktive. Überlegungen zu Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* und *Die Amsel*. In: Modern Language Notes 125 (2010), H. 3, S. 602–625.
- Makropoulos, Michael: Kontingenz – Technisierung – „Möglichkeitssinn“. Über ein Motiv bei Robert Musil. In: Hans Feger, Hans-Georg Pott, Norbert Christian Wolf (Hg.): Terror und Erlösung. Robert Musil und der Gewaltdiskurs in der Zwischenkriegszeit. München: Fink 2009, S. 279–299.
- Neubauer, Kai: „Die Leiblichkeit des Gesprächs“. Zum Zusammenhang von Sinnlichkeit und Sprachkrise bei Robert Musil. In: Musil-Forum 25/26 (1999/2000), S. 101–127.
- Nübel, Birgit: Robert Musil – Essayismus als Selbstreflexion der Moderne. Berlin, New York: de Gruyter 2006.
- Pekar, Thomas: Ordnung und Möglichkeit. Robert Musils „Möglichkeitssinn“ als poetologisches Prinzip. Wachsmann-Preis 1989. Oldenburg: Univ. Oldenburg 1990.
- Schmitz-Emans, Monika: Sprachspiel und „Unsagbares“. Zu verwandten Motiven in Robert Musils Sprachreflexion und der Spätphilosophie Ludwig Wittgensteins. In: Musil-Forum 19/20 (1993/94), S. 182–207.
- Schöne, Albrecht: Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil. [1961/66] In: Renate von Heydebrand (Hg.): Robert Musil. Darmstadt: WBG 1982, S. 19–53.
- Smerilli, Filippo: Moderne – Sprache – Körper. Analysen zum Verhältnis von Körpererfahrung und Sprachkritik in erzählenden Texten Robert Musils. Göttingen: V&R unipress 2009.
- Zima, Peter V.: Robert Musils Sprachkritik. Ambivalenz, Polyphonie und Dekonstruktion. In: Josef Strutz, Johann Strutz (Hg.): Robert Musil – Theater, Bildung, Kritik. München: Fink 1985, S. 185–203.

4. Gleichnis

Inka Mülder-Bach

Kein deutschsprachiger Prosaschriftsteller der Moderne dürfte Vergleiche und Gleichnisse so häufig verwendet haben wie Musil, keiner hat dem „Zauber[]“ der Analogie, „gleich und nicht gleich zu sein“ (MoE, 906), größere Bedeutung zugemessen. Die „inhaltliche Analogie, der Vergleich, die Ineinssetzung nur teilweise gleicher Vorstel-